Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. | תדרכי נפשי עז | Vorwärts, mit Macht.

31. Jahrgang. | Cincinnati, O., den 27. Januar 1888. | Nummer 31

Jüdisches Glaubenslied

Zum Chanukafest von H. Herzberg.

Ich bin ein Jude, kennt ihr meinen Glauben,
Den Gott durch Mose mir am Sinai gab?
Nichts soll auf Erden jemals mir ihn rauben,
Leb' ich in ihm, stets Seligkeit ich hab.'—
Ich will ihn frei bekennen,
Ihn gern mein eigen nennen.
In ihm zu leben, setz' ich Alles d'rein:
Ich bin ein Jude, will ein Jude sein!

Für diesen Glauben will ich gern' hingeben,
Was mir die Erde bietet an Gewinn:
Sei's Glück und Habe, Freiheit gar und Leben,
Für ihn geb' ich dies Alles gern dahin
Wenn Feinde mich umringen
Und mich zum Abfall zwingen,
Werd' ich für ihn den schwersten Kampf nicht scheu'n,—
Ich bin ein Jude, will ein Jude sein!

Mit Freuden werde ich mich stets ihm weihen,
Ihm opfern will ich gern mein Gut und Blut,
Er nur kann Heil und Segen mir verleihen,
Gibt mir zum Leben Kraft und auch den Muth,
D'rum ist mein heiß' Verlangen,
An ihm allein zu hangen:
In Freud', in Leid, wie auch die Loose sei'n—
Ich bin ein Jude, will ein Jude sein!

Was meine Väter blutend sich erstritten,
Was sie geliebet, ach, so treu und heiß,
Wofür Jahrtausende sie schwer gelitten,
Geb' meinen Feinden nimmermehr ich preis.
Ob sie mich auch begeifern,
Doch werd' ich für ihn eifern.
Um meiner Ahnen würdig stets zu sein,
Ich bin ein Jude, will ein Jude sein!

D'rum diesen theuren, frommen, alten Glauben,
Den Gott am Sinai einstens uns gebot,
Soll keine Erdenmacht jemals mir rauben,
Ihm bleib' ich treu im Leben wie im Tod!—
Und ist mir nicht beschieden,
Zu wandeln mehr hinieden,
Ruf' ich dann noch im letzten Stündelein:
„Ich bin ein Jude, will ein Jude sein!"

(Aus Dr. Rahmer's „Jüd. Fam.-Bl.")

Rabbi Joselmann von Rosheim.

Eine historische Erzählung aus der Zeit der Reformation, von Dr. Lehmann.

(Fortsetzung.)

VIII.

Wenige Tage nachher wurde Pfefferkorn in das Gemach des Kurfürsten geführt.

Kurfürst Uriel wandte sich, als er den kleinen, rothhaarigen, häßlichen Mann erblickte, mit der gewaltigen Nase, der niedrigen Stirn, dem breiten Munde, aus welchem große und starke, schwärzliche Zähne hervorstanden, mit Abscheu ab. Kurfürst Uriel war in früheren Jahren Domherr zu Worms gewesen, und hatte zu den vertrautesten Freunden des deutschen Lorenzo von Medicis, des Wormser Bischofs Johann von Dalberg gehört. Dieser hatte zur Kultur der Humanitäts-Wissenschaften nach Art der freien italienischen Akademie die rheinische Gesellschaft gegründet. Im Umgange mit den Männern der deutschen Renaissance hatte Kurfürst Uriel seinen Schönheitssinn ausgebildet; dies Monstrum von Häßlichkeit, das sich ihm hier in dem Apostaten darbot, erregte ihm Ekel und Abscheu.

Pfefferkorn warf sich dem Kurfürsten zu Füßen und flehte um dessen erzbischöflichen Segen.

Uriel überwand gewaltsam seinen Abscheu und ertheilte den Segen.

„Ihr seid der Neophyt Johannes Pfefferkorn und seid vom Kaiser bestellt, in majorem Dei gloriam die hebräischen Bücher der Juden zu vernichten, die Feindseliges gegen den Christenglauben enthalten?"

„Ich bin der Mann, kurfürstliche Gnaden, den Gott erleuchtet hat. Da ich noch tief im jüdischen Unglauben steckte, war ich ein Rabbiner und Schriftgelehrter dieses verstockten Volkes und habe aus ihren Schriften ersehen, wie sie den Christenglauben schelten. O, kurfürstliche Gnaden, diese Juden sind den Christen noch gefährlicher als der Teufel selbst. Und was ist schuld an ihrer Verstocktheit? Lediglich ihre lästerlichen Schriften. So habe ich mich dann aufgemacht und bin nach Padua gewandert, wo ich mich niedergeworfen vor dem Throne unseres erhabenen Kaisers Maximilian, Gott segne ihn, und Seine Kaiserliche Majestät haben allergnädigst geruht, meinen Bitten Gehör zu schenken. Hier ist das kaiserliche Schreiben."

Der Kurfürst nahm das Schriftstück, das Pfefferkorn ihm darbot und las es.

„Ihr seid also berufen, zu konfiszieren, zu prüfen und zu verbrennen, was Euch als gegen die Christenlehre gerichtet erscheint. So seid Ihr gewiß in den rabbinischen Wissenschaften sehr versirt und wisset eo ipso jedes Buch zu beurtheilen."

„Ich kenne den ganzen Talmud, und von all den lästerlichen Dingen, die er enthält, ist mir nichts unbekannt."

„Enthält denn der Talmud nur lästerliche Dinge?"

„Nichts Anderes, gnädigster Herr!"

„Ho, ho, das möchte ich doch bestreiten. Der Talmud enthält auch die Jurisdiktion der Juden, und da finden sich manche schöne Rechtsgrundsätze. Wißt Ihr davon?"

„O gewiß! Schnajim ochsin betaliß, wenn zwei anfassen an ein Gewand, der Eine sagt, ich hab's gefunden, der Andere sagt, ich hab's gefunden, so können sie's theilen. Ist das nicht lästerlich, gnädigster Herr? Wenn Jemand etwas gefunden hat, so sollte er es doch dem zurückgeben, der es verloren."

Der Kurfürst war überrascht. Sollte das wirklich so im Talmud stehen? Nach Allem, was er von seinem Leibarzte, der sein volles Vertrauen besaß, über den Talmud gehört hatte, war das ganz unmöglich. Und doch konnte er nicht glauben, daß ihn Pfefferkorn frech belügen wolle. Er sann einen Augenblick nach, und als gewiegter Jurist traf er das Richtige.

„Ihr irrt Euch, Johannes," sagte er, „der Talmud redet von einem solchen Falle, da der Finder nicht zu ermitteln ist. Doch ich will Eure Kenntniß in der rabbinischen Wissenschaft auf die Probe stellen. Wißt Ihr, was Hesek scheeno nickor ist?"

Pfefferkorn gerieth in Verlegenheit. Gewaltsam raffte er die Reminiscenzen seiner frühesten Kindheit zusammen. Er wiederholte mehrmals die Worte: Hesek scheeno nickor, hesek scheeno nickor — da kam ihm die Erinnerung: Hesek scheeno nickor, lo schmeh hesek, und triumphirend rief er:

„Ein Schaden, der nicht zu erkennen ist, der heißt nicht Schaden. So lehren die lästerlichen Talmudisten: Betrüge soviel Du kannst, nur lasse Dich nicht ertappen! Lege die gute Waare oben hin und die schlechte unten, damit der Käufer den Schaden nicht erkenne, den Du zufügst."

Da erhob sich der Kurfürst und stand zürnend da.

„Lügner, Schuft, Verleumder," rief er dem verdutzten Pfefferkorn zu, „und Du unwissender Mensch, Du Auswurf der Menschheit willst Ankläger, Zeuge, Richter in einer Person sein? Du hast den Kaiser betrogen, hast ihm weisgemacht, wie Du auch mir hast weismachen wollen, Du seist ein Rabbiner, ein Schriftgelehrter! Ein räudiger Hund bist Du, ein Nichts, nicht werth meines Zornes. Hesek scheeno nickor ist ein imaginärer Schaden, wenn, zum Beispiel, Jemand arbeitet mit einer rothen Kuh. Du aber bist ein rother Hund, und Dein Mandat hat keine Gültigkeit; es ist null und nichtig; alle Bücher mußt Du herausgeben und die Juden unbehelligt lassen. Dich aber wird die gerechte Strafe treffen, weil Du es gewagt hast, den Kaiser zu belügen."

Da warf sich Pfefferkorn dem Kurfürsten zu Füßen.

„Gnädigster Herr," flehte er, „ich wußte ja nicht, daß Eure kurfürstliche Gnaden ein so großer Talmudist sind, sonst hätte ich nicht gewagt, mich für einen solchen auszugeben. Ich habe als Kind wohl einmal etwas im Talmud gelernt, habe aber das Meiste wieder vergessen. Aber gnädigster Herr, ich handle ja nur im Auftrage meiner gnädigen Gönner vom Orden des heiligen Dominicus zu Köln."

Die letzten Worte des Apostaten wirkten wie ein kaltes Sturzbad auf den aufgeregten Kirchenfürsten.

„Ich muß einlenken," dachte er, „ich will mir die Dominicaner nicht auf den Hals hetzen; das sind gefährliche, rachsüchtige Gegner."

„Steht auf!" sagte er zu dem noch immer am Boden liegenden Pfefferkorn. „Ich bin zu weit gegangen in meinem Zorne; ich glaube Euch, daß nur heiliger Eifer für Euren neuen Glauben die Triebfeder Eurer Handlungen ist. Aber Euer Mandat ist nichtig, weil es auf falscher Voraussetzung beruht. Gehet hin zum Kaiser und erwirkt Euch ein anderes, in welchen Euch ein Kenner der hebräischen Literatur beigesellt wird zur Prüfung der Bücher der Juden. Bis dahin darf nicht ein Buch verbrannt werden; hört Ihr's, nicht ein Buch!"

„Und wer, kurfürstliche Gnaden, wäre zu diesem Geschäfte tauglich?"

„Ich kenne nur Einen in ganz Deutschland, der dazu geeignet wäre. Es ist der kaiserliche Rath Johann Reuchlin, der Richter des Schwäbischen Bundes. Er kennt und versteht Hebräisch und ist zugleich ein Gegner der Juden.

„Wohl, gnädigster Herr, er hat ein Buch darüber geschrieben, daß die Juden so lange im Elend waren, weil sie vor 1500 Jahren den Messias verleugnet haben."

„So bittet den Kaiser, daß er Euch diesen Mann beigeselle, damit Alles nach seinem Gutachten geschehe."

Der Kurfürst winkte mit der Hand; Pfefferkorn war entlassen.

Als nachher Kurfürst Uriel seinem Leibarzte das Ergebniß seiner Verhandlung mit Pfefferkorn mittheilte, sagte er zum Schlusse:

„Ich habe ihn an Reuchlin gewiesen. Derselbe ist zwar kein Freund der Juden, aber ein Verehrer der jüdischen Literatur und der hebräischen Sprache. Wenn der Kaiser Reuchlin zum Schiedsrichter ernennt, so sind Eure Bücher wohl geborgen.

IX.

Auf Anlaß des Kurfürsten Uriel wurden die von Pfefferkorn konfiszirten hebräischen Bücher in sicheren Gewahrsam gebracht. Pfefferkorn begab sich zunächst nach Tübingen zu Reuchlin, um diesen für seine Zwecke zu gewinnen. Vor ihm her aber reiste auf den kürzesten Wegen und mit den schnellsten Pferden Rabbi Joselmann.

Einer der hervorragendsten Geister, die dem deutschen Volke entstammt sind, war Johann Reuchlin. Im Jahre 1455 in Pforzheim geboren, wurde er mit dem Sohne des Markgrafen Carl von Baden erzogen und mit diesem im Jahre 1473 nach Paris geschickt, wo er sich unter den ausgezeichnetsten Lehrern der damaligen Zeit dem Studium der Rechtswissenschaft und neben dieser der Erlernung der griechischen Sprache widmete. Als er im Jahre 1475 seine Studien in Basel fortsetzte, wurde er durch Johann Wessel aus Gröningen veranlaßt, sich auch mit dem Studium der hebräischen Sprache zu beschäftigen. Gab es damals nur ganz wenige Männer, welche sich mit der griechischen Sprache befaßten, so stand in Bezug auf das Hebräische Reuchlin in Deutschland ganz allein. Später trat Reuchlin

in die Dienste des Grafen Eberhard von Württemberg, den er zweimal nach Italien begleitete. In Italien, am Hofe Lorenzo's von Medicis, im Umgange mit Männern wie Pico von Mirandola, dem schwärmerischen Verehrer der kabbalistischen Wissenschaft, bildete sich der Geist Reuchlin's in einer Weise, die in Deutschland ihresgleichen nicht hatte. So vorbereitet, wurde er der Lehrer von ganz Deutschland, der Wiedererwecker der Wissenschaften. Er suchte in die deutsche Sprache einen gebildeten Ton und Feinheit des Ausdrucks zu bringen; er suchte den Jugendunterricht zu verbessern. Seine Schriften wurden überall fleißig studirt, seine lateinischen Dramen, die sich von den alten Mönchsdramen sehr vortheilhaft unterschieden, wurden an den Universitäten von den Studenten aufgeführt. Als Graf Eberhard starb, trat Reuchlin in die Dienste des Kurfürsten von der Pfalz und ward Professor an der Universität zu Heidelberg. Im Jahre 1498 wurde er von seinem neuen Landesherrn abermals nach Rom geschickt, wo er jede Stunde, die er den Geschäften abzugewinnen vermochte, dem Studium der hebräischen Sprache und Literatur widmete. Rabbi Obadjah Seforno, der berühmte Kommentator des Pentateuchs, ward sein Lehrer. Reuchlin zahlte ihm einen Goldgulden (etwa 10 Mark) für jede Unterrichtsstunde, für die damalige Zeit (und auch wohl heute noch) ein ungeheuer großer Preis. Nach seiner Heimkehr wurde Reuchlin vom Kaiser zum Richter des Schwäbischen Bundes ernannt, und dieses Amt bekleidete er um die Zeit unserer Geschichte.

Als Rabbi Joselmann vor Reuchlin erschien, sprach er:

„Gestattet mir, Herr Kaiserlicher Rath, daß ich den vom Talmud vorgeschriebenen Segen spreche."

Und als Reuchlin zustimmend nickte, bedeckte Rabbi Joselmann sein Haupt und sprach: „Gelobt seist Du, Ewige, unser Gott, König der Welt, der da von seiner Weisheit verliehen hat einem Menschen."

„Ihr erweist mir zu viel Ehre."

„Habe ich doch das Glück den Mann zu sehen, der allgemein als der Praeceptor Germaniae (Lehrer Deutschlands) verehrt wird."

„Wie heißt Ihr und woher seid Ihr?"

„Ich heiße Joselin und bin aus Rosheim im Elsaß, ich entstamme der Familie Loans."

„Loans? Seid Ihr vielleicht ein Verwandter meines Freundes Jakob Loans, der bei Weiland Friedrich III. Leibarzt war?"

„Jakob Loans stammt aus derselben Familie, allein unsere Vetterschaft ist eine sehr weitläufige und beschränkt sich auf die uns gemeinsamen Ur-Ahnen."

„Was führt Euch zu mir, Joselin?"

„Wohlweiser Herr Rath, ein unwissender Mensch, ein Abtrünniger vom Hause Israels, Namens Pfefferkorn, hat vom Kaiser ein Mandat zu erlangen gewußt, das ihn berechtigt, sämmtliche hebräische Bücher zu konfisziren, zu untersuchen, ob dieselben Feindseliges gegen die Christenlehre enthalten und sie dann zu verbrennen. Dem unwissenden Menschen ist es lediglich um Gelderpressung zu thun. In Frankfurt am Main hat er alle Bücher und Pergamente weggenommen, mehr als 1500, und droht, sie sämmtlich zu verbrennen, wenn man ihm nicht 100,000 Goldgulden zahlt, eine Summe, die das Vermögen aller Juden zu Frankfurt übersteigt. Erzbischof Uriel, der Kurfürst von Mainz, hat einstweilen dem schändlichen Treiben des Apostaten Einhalt gethan, bis ein kundiger Mann die heiligen Bücher prüfe und sich überzeuge, ob sie Gehässiges gegen die Christenlehre enthalten oder nicht. Aller Augen, gnädiger Herr Rath, sind auf Euch gerichtet. Ihr seid der einzige Nichtjude, der in Deutschland der hebräischen Sprache mächtig ist. Gnädiger Herr Rath, viel Unbill haben die armen Nachkommen Jakobs schon erdulden müssen auf Erden. Man hat unsere Väter verfolgt mit Feuer und Schwert, mit Rad und Strang, einige hat man in's Wasser geworfen, einige lebendig begraben, anderen hat man auf nichtige Vorwände hin mit Folterwerkzeugen die Glieder zerschlagen. Unzählige Mal hat man uns vertrieben von Haus und Hof, hat uns mit Weibern und Kindern zu unsteten Bettlern gemacht, hat uns erniedrigt und mit Abzeichen der Schande versehen. Niemals aber noch hat man uns unserer heiligen Schriften berauben wollen, die unser einziger Trost sind in allem unserm Elend."

„Ich glaube Euch, Joselin. Ich bin kein Freund der Juden, einige wenige ausgenommen; aber ich bin ein Freund Eures Schriftthums; ein Bewunderer der erhabenen kabbalistischen Wissenschaft und vor Allem ein Verehrer der göttlichen Sprache, die man die hebräische nennt. Die Sprache der Hebräer ist einfach, unverdorben, heilig, kurz und fest. In ihr hat Gott mit Mose gesprochen, von Angesicht zu Angesicht; in ihr hat Gott sich den Propheten offenbart unmittelbar und ohne Dolmetsch; in ihr haben die Engel mit den Menschen verkehrt. In ihr hat Gott, der Allmächtige, zu Mose gesprochen, nicht durch das Rauschen der kastalischen Quelle oder durch die typhonische Höhle oder durch den dodonischen Wald oder den delphischen Dreifuß, sondern wie ein Freund mit dem andern zu sprechen pflegt."

„Gelobt sei Gott, der mich solche erhabene Worte von Euch hören läßt. Gott segne Euch, wohlweiser Herr; Ihr gehört zu den Frommen der Nationen, von denen der Talmud sagt, daß sie Antheil haben an der zukünftigen Welt."

„Ich kenne den Talmud nicht, habe ihn nie gesehen; ich habe nur die heilige Schrift und ihre Kommentatoren in der Ursprache gelesen; auch einige kabbalistische Werke; aber das Wenige, was ich weiß, hat mir die Ueberzeugung verschafft, daß wir von den Juden viel lernen könnten, daß nur durch die hebräischen Kommentare der Juden wir den Sinn des heiligen Schriftworts zu erfassen vermögen. Mein Lehrer, Obadjah Seforno, der jetzt als Arzt in Bologna weilt, hat selbst einen Kommentar zum Pentateuch geschrieben; ihm verdanke ich das Verständniß gar mancher dunklen Stelle. — Seid auch Ihr in dem hebräischen Schriftthum versirt?"

„Ein wenig, gnädiger Herr Rath."

„Reuchlin ging zu seiner Liberei (Bibliothek) und holte eine prachtvolle hebräische Bibel hervor.

„Seht, Joselin," sagte er, „dieses kostbare Buch hat mir Weiland Kaiser Friedrich III. auf Anlaß meines Freundes, des kaiserlichen Hofmedicus Jakob Loans, geschenkt. Da schlage ich gerade eine mir unverständliche Stelle auf. Könnt Ihr mir sie erklären?"

Reuchlin zeigte mit dem Finger auf den 7. Vers des 23. Kapitels des 2. Buches Mosis.

Rabbi Joselmann las den Vers laut und übersetzte ihn in's Deutsche.

„Vom Worte der Lüge sollst Du Dich entfernen, und den Unschuldigen und Gerechten sollst Du nicht umbringen, denn ich werde nicht gerecht lassen den Bösewicht."

„Wie erklärt Ihr den Vers," fragte Reuchlin, „und welcher ist der Zusammenhang zwischen den drei Gliedern desselben?"

„Wohlweiser Herr Rath, man kann diesen Vers nur erklären, wenn man das talmudische Recht kennt. Die Talmudisten lehren, daß wenn ein Gerichtshof einen Verbrecher einstimmig verurtheilt, daß der Verurtheilte frei ausgeht; denn es gibt keinen Verbrecher, der nicht auch Vertheidiger finden könnte, und eine einstimmige Verurtheilung setzt eine Animosität der Richter gegen den Angeklagten voraus. Nun könnte aber doch ein Fall eintreten, daß solch eine Animosität nicht vorhanden und sämmtliche 23 Richter des kleinen Synhedriums nichtsdestoweniger von der Schuld des Angeklagten überzeugt seien; was wird da die Folge sein? Sprechen die Richter alle das Schuldig aus, so wird der Angeklagte frei. Da könnte man meinen, es sollten zwei Richter gegen ihre Ueberzeugung, der Eine sein Votum abgeben: „unschuldig," der Andere: „gerecht," damit der Verbrecher der verdienten Strafe nicht entgehe? Da spricht aber Gott: „Vom Worte der Lüge sollst Du fern bleiben und mit dem Votum „unschuldig und gerecht" sollst Du nicht umbringen; daß aber der Verbrecher der verdienten Strafe nicht entgehe, dafür werde Ich sorgen, denn ich werde nicht gerecht lassen den Bösewicht."

„Ich danke Euch, Joselin; Eure Erklärung ist klar und zutreffend. Ich habe auf's Neue die Ueberzeugung gewonnen, daß das rabbinische Wissen Licht verbreitet über das heilige Schriftwort. Ihr könnt ruhig Eures Weges ziehen; ich werde dafür Sorge tragen, daß Eure Bücher unversehrt bleiben."

X.

Auf Betreiben des Kurfürsten Uriel von Mainz befahl der Kaiser, daß das Verbrennen der jüd. Bücher hinauszuschieben sei und daß zuvor das Gutachten von fünf Universitäten und außerdem von Reuchlin und zwei Kölner Mönchen eingefordert werden sollten ob es göttlich, löblich und wirklich dem Christenthum förderlich, die talmudischen Schriften zu verbrennen. Es waren, mit Ausnahme Reuchlin's, lauter des Hebräischen unkundige Männer, eingefleischte Judenfeinde, die sich lediglich damit begnügten, die Lügen und Entstellungen Pfefferkorns wiederzukäuen. Man kann sich daher vorstellen, wie die Gutachten ausfielen. Anders Reuchlin. Mit hoher Begeisterung schrieb er sein Gutachten. Mit großer Ausführlichkeit wies er nach, wie schädlich, thöricht, schändlich es sei, den Juden ihre heiligen Bücher zu rauben, aus denen die ältesten und gelehrtesten christlichen Theologen ihre Weisheit geschöpft. Reuchlin's Gutachten war, wie Rabbi Joselmann in seinem Tagebuch schreibt, ein Neß bethoch Neß, ein gedoppeltes Wunder, daß nämlich ein Nichtjude so begeistert und so überzeugungsvoll für die heiligen Schriftwerke der Juden eintrat. Doch war damit noch wenig gewonnen; sieben abfällige Gutachten standen dem einzigen Reuchlin's gegenüber, und die Herzogin Kunigunde von Bayern, des Kaisers Lieblingsschwester, die von den Dominikanern beeinflußt war, bestürmte den Kaiser mit Bitten, die Verbrennung ernstlich in's Werk setzen zu lassen. Da war es nothwendig, den Kaiser zu beeinflussen, und Rabbi Joselmann erbot sich, an den kaiserlichen Hof zu wandern, um den Kaiser persönlich zu bitten, daß er den Wünschen der Judenfeinde nicht willfahre.

Schon manchen Tag hatte Rabbi Joselmann zu Pferde gesessen, um das kaiserliche Hoflager, das sich damals zu Salzburg befand, zu erreichen. In Salzburg war Matthäus Lang von Wallenberg, Maximilians natürlicher Sohn, — die Mutter desselben war eine Augsburgerin — Erzbischof und Cardinal, und der Kaiser weilte zum Besuche bei diesem seinem geliebten Sohne.

Es war eine lange und beschwerliche Reise; dazu kam noch, daß Rabbi Joselmann eine betrübende Nachricht erhalten hatte, die ihn tief verstimmte. In Berlin waren 38 würdige, israelitische Männer auf die falsche und lächerliche Anklage der Hostienschändung hin verbrannt worden. — Rabbi Joselmann führte sein Pferd mühsam durch einen engen Gebirgspaß. Von allen Seiten her stürzten sich die wilden Gewässer von den Bergen hernieder.

„Tobt nur, ihr wilden Wässerlein," sprach Rabbi Joselmann vor sich hin, „ihr fließt alle in's Meer, wo ihr nichts mehr seid und verschwindet. Also ergeht's den wilden Völkern und Schaaren; sie toben und wüthen solange, bis ihre Zeit um ist; dann müssen sie schweigen, dann gehen sie verloren. Israel wandert still und bescheiden, leidend und duldend seinen Weg; aber Gott kennt diesen Weg und führt ihn zum guten Ziele."

Unterdeß hatte sich der Horizont schwarz umzogen. Von verschiedenen Seiten zogen schwere Wolken herauf und der grollende Donner kam immer näher, bis die Wolken sich im herniederströmenden Regen entluden, mächtige Donnerschläge von den hohen Gebirgsriesen herniederhallten, vom Echo vervielfacht, während zuckende Blitze die finster gewordene Landschaft grell beleuchteten. Rabbi Joselmann band sein zitterndes Pferd an einen Baum und fand selbst Schutz vor dem strömenden Regen in einer verlassenen Köhlerhütte.

„Und es donnert im Himmel der Ewige, und läßt seine Stimme erschallen," sagte Rabbi Joselmann mit den Worten des Psalmisten, während er sich auf einen Haufen Stroh, das sich in der Hütte vorfand, niederließ. Dann öffnete er seinen Mantelsack, den er vom Pferde genommen und mit in die Hütte gebracht hatte, nahm Feuerstein, Stahl und Zunder heraus und schlug Feuer, bis der Zunder glimmte. Darauf holte er einen Wachsstock hervor und blies in den brennenden Zunder, bis er die Wachskerze daran entzündet hatte. Voll Freude sprach er, als ihm das gelungen: „Denn Du wirst leuchten lassen mein Licht, der Ewige, mein Gott, erhellet mir die Finsterniß." Und er nahm ein kleines Talmudexemplar, das er mit sich führte, aus dem Mantelsack, küßte es und begann eifrig zu studiren. Draußen rollte der Donner, zuckten die Blitze, tobten die von den Bergen herniederströmenden Gewässer, und Rabbi Joselmann saß allein in der verlassenen Köhlerhütte, im Talmud studirend, die tobende, tosende Außenwelt vergessend; er merkte es auch nicht, daß ein stattlicher Mann in ritterlicher Tracht in die Hütte eintrat. Dieser blieb wie erstarrt stehen, bis er sich zu dem Ausruf ermannte: „Alle guten Geister loben Gott, den Meister! Gebt Antwort, wer seid Ihr, seid Ihr ein Mensch ein Engel oder ein Dämon?"

Rabbi Joselmann erhob sich.

„Ich bin ein armer Jude, Herr," sagte er, „der an den Hof des Kaisers nach Salzburg reist."

„Ein armer Jud' und der Hof des Kaisers, wie reimt sich das zusammen? Was machst Du da, Jud', Du betest wohl, weil Du Dich vor dem Gewitter fürchtest?"

„Nicht doch, gnädiger Herr; ich habe den Segensspruch über den Donner und den Blitz gesprochen; da fürchte ich mich nicht."

„Und wie lautet solch ein Segensspruch? Aber auf Deutsch, Jude!"

„Wenn wir den Donner rollen hören, so loben wir Gott, dessen Kraft und Allgewalt die Welt erfüllt."

„Nicht übel. Und was sprecht Ihr, wenn es blitzt?"

„Wenn wir den Blitz sehen, wie er herniederzuckt, so preisen wir Gott, der das Schöpfungswerk vollbracht hat."

„Was hat der Blitz mit dem Schöpfungswerke gemeinschaftlich?"

„Wann des Blitzes Feuer herniederfährt zugleich mit dem strömenden Regen, da menget sich Wasser mit Feuer. So hat Gott einst die Himmel aus Feuer und Wasser erschaffen."

„Mir scheint, Du bist einer der Gelehrten Deines Volkes. Was ist das für ein Buch, in welchem Du soeben gelesen hast?"

„Es ist ein Theil des Talmuds, der Traktat Baba Bathra."

„Des Talmuds, den ich ..., den der Kaiser jetzt eben verbrennen lassen soll, auf der Dominikaner in Köln Betreiben? Laß hören, was darin steht; übersetze mir in's Deutsche die Stelle, die Du soeben gelesen!"

Und Rabbi Joselmann übersetzte:

„Unsere Rabbiner lehren: Einst hat es sich ereignet, daß der König Monibas alle von ihm und seinen Vorfahren gesammelten Schätze während der Jahre der Hungersnoth an die Nothleidenden vertheilte; da überhäuften ihn seine Brüder und alle seine Verwandten mit Vorwürfen. — Deine Väter, sagten sie, haben Schätze gesammelt, und Du hast sie verschwendet! — Meine Väter, antwortete er, haben Schätze für hier unten gesammelt, und ich für dort oben, denn so heißt es: Die Wahrheit wird aus der Erde emporwachsen und das Wohlthun vom Himmel herniederschauen. Meine Väter haben vergängliche Schätze gesammelt, ich aber unvergängliche, wie es heißt: Wohlthun und Gerechtigkeit sind die Stützen Deines Thrones."

„Sehr schön, sehr schön! Wohlthun und Gerechtigkeit sind die Stützen Deines Thrones! Das will ich mir merken, das werde ich nimmer vergessen. Doch weiter!"

„Meine Väter haben unfruchtbare Schätze gesammelt, ich aber solche, die Früchte tragen, denn so sagt der Prophet: Saget dem Gerechten, dem Gottesfürchtigen, daß wenn er auch gut gegen die Menschen ist, er die Frucht seiner Handlungen genießen wird. Meine Eltern haben Gold und Edelstein gesammelt, ich aber habe Menschenleben erhalten, wie es heißt: Die Frucht des Gerechten ist wie vom Baume des Lebens, der Weise sucht sich Menschen zu erobern."

„Prachtvoll, herrlich! Als ich ... als unser Kaiser Max noch ein Knabe war, da schenkte ihm sein Vater, der weise König Friedrich, einen Teller voll Obst und einen Beutel mit Gold gefüllt. Der junge Maximilian aß das Obst, das Gold aber verschenkte er. Da seufzte der weise König und sprach: Der wird ein Streuhütlein werden! Max aber entgegnete: Ich will nicht ein König des Geldes werden, sondern der Menschen! — Doch fahre fort, Jude!"

„Meine Väter haben Schätze für Andere gesammelt, ich aber für mich, wie es heißt: Und Dein Eigenthum soll das Wohlthun verbleiben. Meine Väter haben Schätze für diese Welt gesammelt, ich aber für die künftige Welt, denn also heißt es: Und es wird wandeln vor Dir her Deine Wohlthätigkeit, die Herrlichkeit Gottes wird Dich aufnehmen."

„Ich segne die Stunde, die mich hier in dieser Hütte Schutz suchen ließ während des Unwetters. Wie ist Dein Name, Jude?"

„Ich heiße Joselin und bin aus Rosheim im Elsaß."

„Und ich bin der Ritter Theuerdank; wenn Du am Kaiserhofe einer Fürsprache bedarfst, so wende Dich nur an mich. Der Kaiser ist mir gewogen."

„Ich danke Euch, edler Herr."

„Das Unwetter hat sich verzogen; die Sonne scheint wieder hell. Leb wohl, Jude, auf Wiedersehen beim Kaiser Max."

Und er eilte hinaus. Auch Rabbi Joselmann packte seine Sachen in seinen Mantelsack, suchte sein Pferd wieder auf und ritt seines Weges.

XI.

Wohl keine Stadt in Deutschland kann sich an Schönheit der Lage mit Salzburg vergleichen. An beiden Ufern der Salzach, welche drei Brücken mit einander verbinden, dehnt sich die Stadt aus mit ihren schönen Palästen, ihren imposanten Kirchen, ihren wundervollen Brunnen, überragt von der hohen Salzburg, dem erzbischöflichen Residenz-Schlosse, das zur Zeit unserer Erzählung soeben von italienischen Baumeistern war vollendet worden.

Rabbi Joselmann wollte durch das offene Stadtthor reiten; da hielt ihn der Thorwächter an.

„Wer seid Ihr und woher und wohin des Weges?"

„Ich heiße Joselin von Rosheim, komme aus Frankfurt am Main und will das Hoflager des Kaisers aufsuchen."

„Ihr seid ein Jude?"

„Ja, Herr!"

„So kehrt nur wieder um. Kein Jude darf die Hauptstadt des Erzstiftes betreten."

Rabbi Joselmann war vom Pferde gestiegen. Er nahm ein Goldstück und drückte es dem Thorwächter in die Hand. Dieser besah schmunzelnd das Geld; er hatte noch nie ein Goldstück besessen.

„Wieviel ist das?" fragte er.

„Es hat den Werth von fünf Silbergulden."

„Ich danke Euch, Herr Jude! So reitet denn in Gottes Namen hinein. Aber verrathet mich nicht; sagt Niemandem, daß ich Euch für Geld den Eintritt gestattet."

Rabbi Joselmann ritt durch die Stadt, über den Kapitelplatz, durch die Petersgasse, immer bergauf, bis er an die Pforte des Residenzschlosses gelangte. Da gewahrte er in der Nähe desselben ein Wirthshaus „Zur Katz"; dort stieg er ab, stellte sein Pferd ein, wechselte die Kleidung, und labte sich an der Speise, die er mit sich führte. Dann suchte er den Wirth auf und sprach: „Ehrenfester Herr Wirth, Ihr kennt gewiß des Kaisers Hofgesinde! Kennt Ihr mir nicht sagen, wo ich den Ritter Theurdank treffe?"

„Wohl kenne ich die Herren vom Hofe alle," antwortete der Wirth, „sie kommen oft in meine Weinstube; der Oberhofmeister ist der Graf Eitelfried von Zollern, der Haushofmeister ist Herr Caspar von Lupian, der Landhofmeister Fürst Paul von Lichtenstein; der Obriststilberkämmerer heißt Freiherr Siegismund von Dietrichstein; Hofmarschall ist Herr Graf Wolfgang von Fürstenberg und Landjägermeister der Ritter Wilhelm Greiß; einen Ritter Theuerdank kenne ich nicht; dom da kömmt des Kaisers lustiger Rath, Herr Kunz von der Rosen, der kann Euch vielleicht die gewünschte Auskunft geben."

Der berühmte lustige Rath des Kaisers, der ebengenannte Kunz von der Rosen, trat in die Weinstube.

„Herr Wirth," rief er, „ich habe großen, großen Durst und möchte gern eine Kanne von Eurem Besten trinken; allein, das Geld ist mir ausgegangen."

„Ihr wißt, gnädiger Herr, daß ich strengen Befehl habe, an des Kaisers Hofgesinde nur gegen baares Geld Wein zu verabreichen."

„Ja, was machen wir da? Ich bitte Euch, Herr Wirth, macht eine Ausnahme; mein Durst ist ganz unmenschlich."

Der Wirth zuckte mit den Achseln.

„Gnädiger Herr," nahm Rabbi Joselmann das Wort, „wollt Ihr mir gnädigst gestatten, eine Kanne Wein für Euch zu bezahlen?"

Er winkte dem Wirth, der alsobald das Gewünschte herbeibrachte.

Herr Kunz von der Rosen aber blickte finster auf Rabbi Joselmann.

„Ich trinke nicht," sagte er, „bis ich weiß, welchen Gegendienst Ihr von mir verlangt; ich bin ein treuer Diener meines Herrn und lasse mich nicht ausholen."

„Ihr irrt Euch, gnädiger Herr, ich habe nicht die Absicht, Euch auszuholen über die Angelegenheiten Seiner Majestät des Kaisers. Ich möchte nur wissen, ob Euch in des Kaisers Gefolge ein Ritter, Namens Theuerdank, bekannt ist."

Da schmunzelte Herr Kunz von der Rosen; er ergriff die Kanne und leerte sie auf einen Zug. Auf einen Wink Rabbi Joselmann's füllte sie der Wirth auf's Neue.

„Hei," sagte Kunz, mit der Zunge schnalzend, „der Wein ist gut, und Ihr, unbekannter Freund und Gönner, seid ein Streuhütlein."

„So hat einst der selige Kaiser Friedrich seinen Sohn Maximilian genannt!"

„Wer hat Euch das Geschichtchen erzählt?"

„Eben der Herr Ritter Theuerdank, nach welchem ich frage."

Herr Kunz von der Rosen leerte den Krug zum zweiten Male.

„Es ist so, wie ich vermuthe," sagte er, „kommt, ich führe Euch zum Ritter Theuerdank."

Rabbi Joselmann folgte dem Voranschreitenden. Ungehindert schritten sie über die herniedergelassene Zugbrücke durch die Pforten des Residenzschlosses, durch Vorhöfe, Korridore und eine ganze Reihe von Zimmern hindurch.

„Wartet hier ein wenig," sagte Herr von der Rosen, „ich werde nachsehen, ob der Ritter Theuerdank zu Hause und für Euch zu sprechen ist."

Nach wenigen Minuten kehrte er wieder zurück und hieß den [illegible]arrenden einzutreten.

Im bequemen Hausanzuge saß der Ritter in einem Lehnsessel.

„Willkommen, Joselin," rief er dem Eintretenden entgegen. „Nun, hast Du schon Audienz beim Kaiser gehabt?"

Rabbi Joselmann bemerkte das eigenthümliche Lächeln des Fragenden, er erinnerte sich, daß der Wirth „Zur Katz" nie von einem Ritter Theuerdank gehört hatte, während dieser doch ein sehr vornehmer Herr zu sein schien, er gedachte der sonderbaren Art, wie Herr Kunz von der Rosen die Kunde vom Ritter Theuerdank die Jugendgeschichte des Kaisers kenne, und plötzlich überkam es ihm wie eine Erleuchtung und er rief:

„Wie danke ich meinem Gotte, der mir das Glück gewährt, meines großmächtigen Kaisers Antlitz zu schauen!"

„Wer hat Dir gesagt," daß ich der Kaiser sei?"

„Es hat es mir Niemand gesagt; die Majestät, die aus meines allergnädigsten Herrn Antlitz leuchtet, hat mir die Vermuthung nahe gelegt, daß ich den ersten und größten Herrscher der Welt erblicke, den Sohn und Enkel und Nachfolger so vieler ruhmgekrönter Monarchen, den erhabenen Kaiser, dem an Heldenmuth und Edelsinn Niemand gleichet auf Erden, der selbst nichts sein will als ein kühner Ritter, der auf Abenteuer denkt."

Der Kaiser setzte ein silbernes Glöckchen in Bewegung, das vor ihm anf dem Tische stand.

„Kunz soll kommen!" befahl er dem eintretenden Diener.

Als Herr Kunz von der Rosen erschien, fragte ihn Maximilian:

„Hast Du dem Manne hier gesagt, wen Du unter dem Ritter Theuerdank vermuthest?"

„Nicht eine Silbe!" antwortete Kunz.

„Gut, Du kannst wieder gehen!"

Herr Kunz entfernte sich.

„Gestehe mir," sagte der Kaiser zu Rabbi Joselmann, „Du verstehst Dich auf die schwarze Kunst, Du bist ein Kabbalist"

„Gnädigster Herr, wohl habe ich mich mit der Wissenschaft beschäftigt, die man die Kabbalah nennt. Allein es ist ein Irrthum, wenn man der Kunde dieser Wissenschaft Zauberkünste zuschreibt. Sie lehrt uns nur den Sinn der heiligen Gotteslehre erfassen und das Wesen des Allmächtigen erkennen, soweit das in diesem Leben möglich ist."

„Du hast mir etwas vorzutragen, Joselin? Wohl, ich will Dich hören. Komme morgen um die neunte Stunde wieder; ich habe jetzt nicht die Muße, Dir längere Zeit zu widmen."

„Majestät...."

„Geh' jetzt und komme morgen wieder."

Rabbi Joselmann ging; schon war er an der Thüre, da rief ihn der Kaiser zurück.

„Joselin! Mir scheint fast, Du gehst jetzt ungern von hinnen?"

„Majestät, ich fürchte, daß man mich verhindern wird, morgen vor Eurer Majestät zu erscheinen. Es war ein besonderes Wunder von Gott, dem Allmächtigen, daß man mich in Salzburg hat eingelassen, da es den Juden nicht gestattet ist, die Hauptstadt des Erzstiftes zu betreten; es war ein größeres Wunder, daß es mir gelungen ist, vor Euer Majestät Antlitz zu erscheinen. Wenn ich nun von hinnen gehe, und an der Thüre des Palastes erkennt mich ein Diener des Erzbischofs als einen Juden, so würde man mich aus der Stadt schaffen, und wie sollte meine Klage bis vor Euer Majestät Thron gelangen?"

„Und dennoch wolltest Du gehen?"

„Ich mußte doch dem Befehle meines Kaisers gehorchen!"

„Du gefällst mir, Joselin."

Darauf setzte der Kaiser wiederum das silberne Glöcklein in Bewegung und befahl dem eintretenden Diener, den Juden Joselin in die Kanzlei zu geleiten damit ihm des Kaisers Geheim-Sekretär einen Erlaubnißschein ausstelle für den Aufenthalt in Salzburg und für die morgige Audienz.

(Fortsetzung folgt.)

Der Generalgouverneur in Warschau hat folgenden Befehl am 20. Dezember erlassen: In der in polnischer Sprache in Warschau erscheinenden Zeitung „Dziennik dla Wszystkich, welche von Henryk Perzynski herausgegeben wird, befindet sich in Nr. 282 vom 17. (5.) Dezember der Bericht über ein sich angeblich folgendermaßen zugetragen habendes Ereigniß: „Am 16. (4) Dezember Nachmittags passirte ein Christ mit einem Korbe voll heiligen für das heilige Abendmahl geweihten Gebäcks die Straße Muranowska. Der Korb war mit einem Tuche zugedeckt, auf welchem ein Kruzifix sich angebracht fand. Die auf der Straße befindlichen Juden, welche an ihm vorbeigingen, spuckten bei jedem Schritte aus. Der christliche Korbträger bemerkte ihnen, daß es nicht passend sei, heiligen Gegenständen mit Verachtung zu begegnen. Da aber fiel die Judenmenge über ihn her, schlugen ihn und zertraten den Korb mit dem heiligen Brode. Der Mißhandelte schrie um Hilfe. Die Polizei kam hinzu und brachte die jüdischen Exzedenten nach der Polizeiwache." Nach dem Berichte, welcher mir von dem Polizeimeister am 20. (8.) dieses Monats erstattet ist, habe ich die Gewißheit erlangt, daß in der Stadt Warschau ein solcher Fall sich gar nicht ereignet hat. Demgemäß, und in Erwägung, daß ein solcher Bericht in Betreff von Juden die auf offener Straße einen Christen überfallen und christliche Heiligthümer mit Füßen getreten haben sollen, geeignet ist, Haß von Seiten der Christen gegen die Juden zu erregen, wodurch in der hiesigen Stadt furchtbare Exzesse sich ergeben können, habe ich mich zu folgendem Befehl veranlaßt gesehen: Nach Maßgabe des Erlasses von 20. September 1876 wird der Herausgaber der Zeitung „Dziennik dla Wszystkich," weil er diese unwahre Nachricht gedruckt hat, zu einer Geldstrafe von tausend Rubel verurtheilt. Sollte er nicht im Stande sein, dieselbe zu erlegen, so soll er eine dreimonatliche Gefängnißstrafe erleiden. Dieser Befehl soll unverweilt vollzogen werden. (Jeschurun.)

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, - - Redakteur.

Cincinnati, 27. Januar 1888.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Deborah	$2 00
„ nach Europa . .	2 50
„American Israelite" . . .	4 00
Sabbath Visitor"	1 50
Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor . . .	3 00
Israelite und Visitor . . .	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse, . .	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede .	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

„Sinai und die Offenbarung" ist das Thema für die Vorlesung diesen Abend im Bene Jeschurun Tempel. Anfang des Gottesdienstes um halb 8 Uhr. Eintritt und Sitze frei für alle Welt. Von allen seit Anfangs November gehaltenen Vorlesungen über die Apologetik des Judenthums sind Auszüge in der Essayform auf Seite 4 des „American Israelite" erschienen und stehen Nichtabonnenten zur Verfügung.

In der ganzen Natur sowohl in der leblosen, als der Vernunft entbehrenden lebendigen, ist der individuelle Egoismus herrschendes Gesetz und führt jede Einzelexistenz einen Kampf um ihr Dasein ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse anderer, neben ihr bestehender Wesen, die ebenfalls, ein Recht zu existiren haben. Das vernunftbegabte Wesen zu der Natur, das ist der Mensch, macht von dieser Regel eine Ausnahme, indem er nebst dem Egoismus auch Wohlwollen besitzt, das heißt, er nimmt nicht immer seinen eigenen Vortheil zur Richtschnur seiner Handlungen, sondern er hält auch den Vortheil Anderer sich vor Augen und manchmahl räumt er Letzterem sogar den Vorzug ein.

Dieses in der menschlichen Natur liegende Wohlwollen ist die Grundlage der menschlichen Gesellschaft und der Kitt aller Gemeinwesen, die man sich ohne humanitäre Anstalten gar nicht denken kann und deren Bestand nur von dem Wohlwollen der einzelnen Glieder des Gemeinwesens bedingt ist. (Lemb. Isr.)

Einer der bravsten und besten jüdischen Männer in Cincinnati, Max Hoffheimer, ist am Montag den 23. Januar, um 6 Uhr Abends, heimgegangen zur ewigen Ruhe. Derselbe ward 1822 zu Fellheim in Bayern geboren und wanderte als junger Mann in 1848 mit seinen Geschwistern nach Amerika aus. Die Familie wohnte einige Jahren in Wheeling im Staate West-Virginien und kam 1852 nach Cincinnati, wo der Verstorbene mit seinen Brüdern, Salomon und Abraham, das Engros-Geschäft „Hoffheimer Bros." gründete, das jetzt zu den größten Etablissements der Stadt gehört. Max Hoffheimer war eben so ausgezeichnet als Gatte und Vater, wie er als Mensch, Bürger, Geschäftsmann und Israelit es war. Ein frommer Sinn, ein gutes Herz, ein biederer Charakter machten ihn lieb und werth Allen, mit denen er in Berührung kam. Er stand mit an der Spitze aller Wohlthätigkeitsanstalten, und war überall mit Herz und Seele dabei, wo es galt etwas Gutes zu thun, dafür zu arbeiten und dazu beizusteuern. Er gehörte seit 1859 der Bene Israel Gemeinde an, der früher schon sein Vater sich angeschlossen hatte und war bis zu seinem Tode Vize-Präsident derselben. Eine Wittwe, sechs erwachsene Kinder und Enkel betrauern mit vielen, vielen Freunden den Verlust des edlen, wackern Mannes. Um 9 Uhr Mittwoch Morgens wurde die sterbliche Hülle desselben zu Grabe getragen, worüber wir in der nächsten Nummer ausführlicher berichten werden. Ehre dem Andenken eines Biedermannes!

Im Leben des amerikanischen Volkes giebt es drei mächtige Faktoren: Gesetz, Forum und Presse. Wer irgend eine Idee zur Geltung bringen, für irgend eine Sache Erkenntniß und Anerkennung erstreben will, muß im Einklange mit dem Gesetze, mit Wort und Schrift durch Forum und Presse an den Geist und das Herz des Volkes appelliren Fachgelehrte, besonders in der Theologie, sind bekanntlich die bornirtesten, einseitigen und häufig stark blasirten Menschen, wo ein ihrem Systeme entgegengesetzter Gedanke sich geltend zu machen sucht. Um dem Judenthum in Amerika Achtung und Anerkennung zu erobern, mußte man an den ungetrübten Sinn des Volkes appelliren. Das war die Aufgabe der Reformprediger. Sie mußten aus ihren engen Kreisen heraus vor die Oeffentlichkeit treten, mit ihren vernunftgerechten, freisinnigen und humanen Anschauungen, um die Welt mit dem unbekannten, verkannten und verlästerten Judenthume auszusöhnen. Das geschah auch durch Jene, die Gemeinsinn, Arbeitslust und ein Verständniß für die Situation besessen haben. Schon die verstorbenen Herren, Leeser, Isaacs, Nathan, Gutheim und andere höchst achtbare Männer, machten den Anfang in dieser Richtung mit der Monatsschrift „Occident" und einer Anzahl von gut geschriebenen Büchern, Catechismen, Predigten u. s. w. Die guten Leute, mit Ausnahme Gutheim's, jedoch bewegten sich immer im engen Kreise der Polemik, der jüdischen Gebräuche und Satzungen und da mußte sich ihr Wirken natürlich auf einen sehr engen Kreis beschränken. Für die Sache selbst ist es ganz gleichgültig, und im Volke ist es ja hinlänglich bekannt und anerkannt, wer zuerst die Licht- und Glanzpunkte des Judenthums durch Wort und Schrift in die Oeffentlichkeit hinein getragen hat; wer kreuz und quer nach allen Ecken und Enden des Landes gelaufen ist, den Geist und die Wesenheit der jüdischen Lehre den Massen zu verkünden; wer überall der Erste war mit seinen geistigen Waffen, wo einem Juden oder dem Judenthume ein Unrecht zugefügt oder eine Verläumdung, ein Spott, irgend ein ungerechter Angriff laut geworden; wer Tag und Nacht geplant, geschrieben, meistens unter dem doppelten Druck von Geldmangel und geschwächter Gesundheit rastlos gearbeitet hat. Es macht keinen Unterschied, wer der erste, zweite oder zwanzigste war, genug, es gab Männer, die so für das Judenthum eingestanden sind, so ihre Aufgabe als Reformprediger aufgefaßt haben, und denen verdankt das Judenthum seine Emanzipation, die Anerkennung aller Freigesinnten als das edelste Glaubenssystem, in welchem Vernunft, Sittlichkeit, Freiheit und Humanität sich harmonisch einigen. Denen verdankt es auch den Stolz, den der amerikanische Jude auf sein Judenthum empfindet, es ist eben eine Ehre Jude zu sein. Das ist die Grundlage für die Zukunft des amerikanischen Judenthums, gleichviel wer zuerst und wer zuletzt Hand an's Werk gelegt hat.

Während dieser ganzen Bewegung verhielt sich die ganze orthodoxe Seite passiv und konzentrirte ihre ganze Kraft im Kampfe gegen die riesig vorwärts schreitende Reform, die mit allen möglichen Waffen angegriffen wurde und darum nach zwei Richtungen hin immer kampfbereit sein mußten. Die Orthodoxie war aber im Ganzen überwunden, ehe die eigentlichen deutschen Reformrabbiner— mit Ausnahme von Merzbacher, Lilienthal, Kalisch, Adler und Cohn—in's Land gekommen sind. Das Bewußtsein ihrer gewaltigen Gelehrsamkeit und die Voraussetzung, daß in Amerika doch alles Humbug, Unwissenheit, Oberflächlichkeit und Prinzipienlosigkeit ist, die viele jener hochgestellten Herren mitgebracht haben, wäre unschädlich gewesen, wohl aber war ihre Unkenntniß der Verhältnisse und Bedürfnisse und die aus der deutschen Sturm- und Drangperiode angenommene Kampfesweise dem amerikanischen Judenthume höchst nachtheilig. Wilde und maßlose Proteste gegen öffentliche Körperschaften, gemeine Schmähschriften gegen angesehene Männer, Zeitungsartikel wie man unter den kleinlichsten Politikern zur Wahlzeit sie schreibt, Verdammung jeder öffentlichen That, Verdächtigung der Motive und Verdrehung der Thatsachen, Beschimpfung der Amtsgenossen und ähnliche rücksichtslose Wuthausbrüche kamen Jahre lang Schlag auf Schlag in die Oeffentlichkeit und waren dazu angethan, die öffentliche Meinung zu vergiften, das Judenthum in seiner Würde und seinem Ansehen zu schädigen, nieder zu reißen, was andere mit Mühe und Schweiß aufgebaut. Das ist auch den Herren zum Theil gelungen, und das Judenthum blutet noch aus den Wunden, die ihm jene Gehässigkeiten geschlagen haben. Am meisten aber hat der Rabbinerstand darunter gelitten, zu dem man alles Vertrauen durch die gegenseitigen Anklagen mit Hintenansetzung aller Standeswürde verloren hat. Zum Glück ist der jüdische Geist so unverwüstlich, daß alle jene tollen Ausbrüche den Fortschritt und den Aufschwung nur hemmen und nicht zerstören konnte. Das Gedächtniß des Volkes ist sehr gut, es hat sich das gemerkt und sieht wohl ein, wer der Erste und wer der Letzte war, wer aufgebaut und wer niedergerissen, wer Ehre und wer Schmach über den jüdischen Namen gebracht hat. Der Einzelne mag vergessen, mit dem Mantel der Liebe bedecken, das Volk vergißt nichts.

Freilich waren nicht Alle der hier angestellten deutschen Reformrabbiner so anstandslos- und rücksichtslos, es kamen auch vernünftige und würdige Streiter aus Deutschland herüber, die zum Heile des Ganzen bei jeder guten That mitgewirkt, jedes edle Streben unterstützt, jeden freisinnigen Gedanken gepflegt und auch in der Oeffentlichkeit Erhebliches und Ehrenwerthes geleistet haben. Wir nennen keinen Namen. Noch kann man behaupten, daß die Kampflustigen nicht in ihren Kreisen sehr viel Gutes und Bleibendes geleistet haben, oder daß sie nicht strebsam, begabt und pflichtgetreu sind oder waren; sie schaden blos dem Allgemeinen und sich selbst, in ihren Berufskreisen sind sie deßwegen doch ganz wackere Männer, die alle Achtung genießen und verdienen. Es wird gewiß kein Gemeindemitglied verletzen, wenn der sonst fähige und eifrige Rabbiner in den gemeinsten und niedrigsten Blättern die gewöhnlichsten Ausschreitungen gegen Amtsgenossen loslegt, das war ja immer die Regel: je gemeiner und niedriger ein Schmutzblättchen, desto lieber und kräftiger wurde es von jener rauflustigen Klasse unterstützt. Das ist Privatsache des Rabbiners, denkt sich das Gemeindemitglied, und geht zur Tagesordnung über. Nicht jeder hat ein so feines Ehrgefühl, daß Gemeinheiten ihn verletzen; auch ist es nicht jedem gegeben auf's allgemeine Wohl bedacht zu sein.

Warum haben wir denn alles das geschrieben? einfach darum, um alle jüngeren Rabbiner und besonders die aus dem „Cincinnati College" hervorgegangen sind, zu bitten und zu warnen, keinen jüdischen Mann, der an der Arbeit ist, durch Angriffe zu stören, kein öffentliches Streben zum Heile der Gesammtheit durch schnöde Auslassungen zu entkräften, keinen Menschen, der öffentlich mit persönlichen Tiraden verunglimpft, auch nur einer Sylbe zu würdigen, denn diese Zänkereien sind es, die das Judenthum am empfindlichsten geschädigt haben und es immer thun werden. Wir müssen entweder einen gereinigten, ehrbaren, vernünftigen und charaktervollen Rabbinerstand aufbauen, oder alle unsere Opfer und alle unsere Arbeit das Judenthum zu Ehre, Ansehen und Achtung zu bringen, sind vergebens. Eine jede Sache wird nach ihren Vertretern beurtheilt, sind die Vertreter unwürdig, kann auch die Sache keine sonderliche Achtung genießen. Wer einen jüdischen Mann an der Arbeit herabsetzt, setzt ihn, sich selbst

und die Sache herab, die sie vertreten. Ignoriren wir jene Menschen, die sich selbst über die Sache stellen, die sie vertreten, die persönlicher Ehrgeiz oder natürliche Bosheit zu dummen Streichen verleitet. Wen wir einmal als schwachen, wankelmüthigen, unverlässigen und prinzipienlosen Menschen erkannt haben, dem die Standesehre, die Sache selbst seinen momentanen Wuthausbrüchen gegenüber nichts ist, den lassen wir austoben und wenn er fertig ist, wird er ganz von selbst begreifen, daß er ein Narr ist. Wer mit Narren sich einläßt, wird endlich selbst zum Narren. Wem daran gelegen ist, das Judenthum würdig zu vertreten, es zu Ehre und Ansehen zu bringen, darf kein Narr sein.

Eine Bibliothek des vorigen Jahrhunderts.

Von H. Zirndorf.

(Fortsetzung.)

Er huldigte aber auch der komischen Muse, und hat in dem dramatischen Familiengemälde: "Rabbi Chanoch verabbi Josipche" oder „Leichtsinn und Frömmelei," in drei Akten, welches einen jüdischen Tartüffe schildert und zu Amsterdam, ohne Jahrgang, erschienen ist, seiner satirischen Laune alle Zügel schießen lassen.

Als Schulmann hat Wolfssohn sehr Bedeutendes geleistet. Hat er auch die Breslauer Wilhelmschule, diese jüngere Schwester der Berliner Freischule, nicht gerade gründen helfen, so wurde ihr doch durch seine Wirksamkeit jener Rang gesichert, welchen sie neben den grundlegenden Pflanzstätten moderner jüdischer Bildung zu behaupten wußte. Wir erfahren aus dem Prüfungsprogramme nicht nur daß die hebräische Sprache dortselbst gründlich betrieben wurde, sondern daß neben einigen Gesprächen oder Schulreden in deutscher und französischer Sprache die Schüler auch auf Hebräisch öffentlich disputiren mußten. Als Mitbegründer und fleißiger Mitarbeiter der Zeitschrift: „Measseph" (seit 1783) hat er aber seinem Namen das dauerndste Gedächtniß gesichert, und der Jahrgang von 1797 ist von diesem gründlichen Hebräisten ausschließlich redigirt.

Wie die Grabschrift andeutungsweise besagt, hat der Professor—so wurde er vorzugsweise genannt — die zwei letzten Jahrzehnte seines Daseins, von Aemtern zurückgezogen, in seiner Vaterstadt verlebt. Das reiche Berliner Haus Beer, dessen zwei berühmte Söhne, den Dichter des Paria und den Komponisten des Propheten, er erzogen, soll auch später noch für seine einfachen Bedürfnisse gesorgt haben. Selbstverständlich war Wolfssohn nie verheirathet gewesen. Jene Dämmerzeit, wo die Unterdrückung der Juden durch Amtsschreiber und die rothe Aktenschnur sich vollzog, war namentlich reich an Ehehindernissen, und nur Landrabbiner, Hofjuweliere, Großhändler und nebenbei auch allerlei Bettelvolk befliß sich des ehelichen Standes. Die Gelehrten dagegen bildeten unter sich eine Art unbeweibten Essäerordens, der sich nur von außen her ergänzte.

Doch genug der persönlichen Beleuchtung. Wir treten ohne weitere Einleitung an die Bücher-Repositorien heran und finden jene frühere Zeit auch in Bezug auf den literarischen Apparat und den thatsächlichen Büchervorrath viel genügsamer als unsere Tage. Als natürliche Folge dieses Verhältnisses gewahren wir denn auch, daß damals weniger geschrieben, gründlicher gelesen und mehr gedacht wurde. Die philosophischen Fächer standen im Vorderrange, die Geschichte wurde etwas stiefmütterlich behandelt; heute ist beinahe das Umgekehrte der Fall.

In der jüdischen Religionsphilosophie —um mit dieser ehrwürdigen Disziplin zuerst zu beginnen—, begegnen uns nur die bekannten Namen: Juda Halevi, Maimonides, Bachija ibb Backoda. Der Kusri ist nur durch die Buxtorf'sche Uebersetzung vertreten, und vom „Führer der Verirrten" ist überhaupt nur der erste Band vorhanden. Daneben bemerken wir das sonderbare Buch von Pölitz: „Pragmatische Uebersicht der Philosophie der späteren Juden." und noch einige ähnliche Machwerke. Kein moderner Gelehrter von diesem Range würde sich mit einer so ärmlichen Auswahl begnügen.

Der unvermeidliche Sohar findet sich in einer Art lateinischem Auszug (Sulzbach 1684) und die Mischna in Surenhusius' lateinischer Bearbeitung, aber auch zum Ueberflusse noch in Rabes deutscher Uebersetzung. Einen hebräischen Text von Juda Hanassis großem Codex vermissen wir wahrlich und wahrhaftig; und auch der gesammte Talmud glänzt durch Abwesenheit. Man kommt durch diese Lückenhaftigkeit auf allerlei Gedanken über die literarischen Sondergelüste jener alten Herren. Jetzt hat jeder Seminarist sein Augenmerk zunächst auf gute, korrekte Texte gerichtet: es ist doch nicht immer richtig, von der guten, alten Zeit eine Ruhmrederei anzustellen.

Die eigentliche jüdische Literatur ist noch ferner vertreten durch das Sepher Hamizwot des Weisen von Cordova. Daneben Asaria de'Rossis „Meor Enajim" in der Mantuaner Ausgabe von 1583. Für't's Bibliotheca judaica, 3., 1, 71, datirt aber die editio princeps von 1574; sollten die beiden Angaben vielleicht identisch sein und der Fürther Amannensis sich geirrt haben? Dann folgt Ben Siras Weisheit, Jedaja Hapeninis schwermuthsvolle „Weltprüfung" in einer französischen Uebersetzung; Sakutos Inchasin, Buxtorf's Blumenlese (Florilegium) und zuletzt ein Buch, das heute wohl schwerlich mehr in einer Privatbibliothek angetroffen wird: Levisohn's „Gespräche im Reiche der Todten, (Lichot beolam haneschama.)" Mordechai Gumpel Levisohn, ein seiner Zeit geachteter Mediziner, wurde von Gustav III., dem Könige von Schweden, dessen Arzt er war, zum Professor in Upsala ernannt und verfaßte viele jetzt vergessene philosophische und medizinische Schriften. So wandeln die Zeiten.

Auf dem Gebiete der jüdischen Literaturgeschichte bewegen sich: David Conforte s Kore hadorot, K. Siegfr. Günzburgs Geist des Orients, M. J. Landaus Geist und Sprache der Hebräer nach dem zweiten Tempelbau und Christian Wolfs berühmte Bibliotheca judaica.

Jüdische Geschichte, herrliche Provinz der Erkenntniß! wir suchen nach deinen umfassenden Mittheilungen und sehen dich vertreten durch den alten Josephus, den unvermeidlichen Peter Beer, den völlig obscuren J. J. Fr. Schmid, (Tübingen 1792) und Remonds Versuch einer Geschichte der Ausbreitung des Judenthums, Leipzig 1789. Basnages Geschichte der jüdischen Religion ist ebenfalls vorhanden und gebietet noch heute Achtung; ebenso Prideaux's ähnliche Arbeit. Diese vertriebenen Hugenotten waren Männer aus einheitlichem Gusse und zeichneten das Judenthum ohne Vorliebe aber nicht ganz ohne Würde. Zunz und Jost's Arbeiten lagen damals schon in mehreren Bänden vor; in die Bücherklause des Biuristen haben sie indeß keinen Eingang gefunden. Nach der kulturgeschichtlich so wichtigen Zeitschrift Hameasseph, der ersten ihrer Art, brauchen wir natürlich nicht lange zu suchen. Auch Heinemann's Zeitblatt „Jedidja," Berlin 1817, ff., ist durch etwa vier Jahrgänge vertreten, nicht minder desselben Herausgebers Almanach für die israelitische Jugend, Berlin 1818. David Fränkel's Sulamith aber, die damals ebenfalls stark gelesen wurde, fehlt seltsamer Weise gänzlich. Dieser Umstand deutet auf eine starke Zerklüftung der jüdischen Gesellschaft nach Gegenden und Landsmannschaften, die auch in literarischen Interessen ziemlich merklich hervortrat.

Die bedrängte Lage der Juden und der in edeln Geistern rege gewordene Wunsch nach Verbesserung ihrer Verhältnisse erheben in der Wolfssohn'schen Bibliothek ihre Stimmen sehr vernehmlich durch das Mittel apologetischer Schriften. Braun veröffentlichte: „Gesammelte Aktenstücke und öffentliche Verhandlungen über die Verbesserung der Juden in Frankreich." J. W. A. Kosmann schrieb: „Für die Juden," Berlin 1802. Des Kriegsraths Chr. Wilh. Dohm bahnbrechende Arbeit: „Ueber die bürgerliche Vebesserung der Juden," Berlin und Stettin 1781, hat sich in einen Miszellenband hineinversteckt. Aus Mendelssohn's Geisteswerkstätte haben seine sämmtlichen Streitschriften gegen Lavater, Michaelis, Jakobi u. A., sowie seine deutsche Ausgabe von Menasse ben Israels Rettung der Juden in der Bücherei des Professors sich ein Rendezvous gegeben. Ein gewisser Philippson (kein Verwandter des bekannten Bonner Gelehrten) gab schon in früher Zeit der Welt das Schriftchen: „Ueber die Verbesserung des Judenthums," Neustettin 1797. Er scheint trotz des weltvergessenen Druckortes eine gewisse Aufmerksamkeit erregt zu haben. David Friedländer meinte es gut; er ergriff alles mit seinem feurigen Geiste, schoß aber auch zuweilen über das Ziel hinaus. Von ihm finden sich hier: „Aktenstücke, die Reform der jüdischen Kolonien in den preußischen Staaten betreffend," Berlin 1793; „Reden, der Erbauung gebildeter Israeliten gewidmet," Berlin 1815—17. Seine tiefer angelegten und geistvolleren Schriften sind nicht in der Sammlung. Er kritisirte die christliche Glaubenslehre sehr verständig; er richtete Wesselys Friedens- und Wahrheitsworte (Dibre schalom veemet) übersetzt „an die jüdische Nation." Mit welchem Gepränge diese Aufklärer stets die jüdische Nationalität hervorhoben! Er ging von dem Gedanken aus: durch „die neue Organisation der Judenschulen" in Preußen sei „die Umbildung des Gottesdienstes in den Synagogen nothwendig geworden;" und folglich lehrte er seine Leute aufs neue beten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Politik macht sonderbare Bettgenossen, sagt ein amerikanisches Sprichwort. Das geht in Konstantinopel wörtlich in Erfüllung: die Gattin des österreichisch-ungarischen Gesandten ist eine Engländerin, die des deutschen Gesandten eine Russin, die des englischen Gesandten eine Deutsche, die des italienischen Gesandten eine Amerikanerin.

In der Mennoiten-Kirche an North 10. Straße zu Reading, Pa., findet skandalöser Gottesdienst der Sekte statt, welche an die Heilung Kranker durch Glauben, Gebet und Händeauflegen glaubt. Die fanatischen Reden der Prediger, das überspannte Gebahren der Gläubigen und der Heilung suchenden Kranken führt zu höchst aufregenden Szenen, bei denen starke Männer Thränen vergießen und Frauen in Ohnmacht fallen.

(Für die „Deborah.")

Toleranz vor 100 Jahren und der Neuzeit.

Von L. Naumburg.

Zufällig kam mir ein altes Buch zur Hand: „Moses Mendelssohn's kleine philosophische Schriften." mit einer Skizze seines Lebens und Charakters, von D. Jenisch, Prediger an der Marienkirche in Berlin. Das Buch erschien in Berlin im Jahre 1789, also fast vor hundert Jahren (bei Friedrich Vieweg, dem Aelteren.) Obgleich viele Leser Ihres Blattes die treffliche Biographie unseres Mendelssohns von Kayserling kennen, so dürfte doch diese Skizze des Predigers D. Jenisch Wenigen nur bekannt sein, und gerade in einer Zeit, wo ein Hofprediger Stöcker Judenhetzen im sogenannten „deutschen Athen" ungestört veranstaltete, resp. hervorrief, finde ich es zeitgemäß zu berichten, wie ein Berliner Prediger vor hundert Jahren über Juden und deren hervorragendsten Repräsentanten M. sich für seine Zeit und die Nachwelt ausgesprochen. Doch lassen wir Herr Jenisch selber sprechen:

„Ein schönes Menschenleben beschreiben, heißt eine Lobschrift auf die Menschheit schreiben, und eine solche Lobschrift wird der Menschheit fehlen, so lange nicht Herr Engel die seinem Versprechen gemäße Lebensbeschreibung eines Mendelssohn liefert." Herr Jenisch bemerkt in einer Note, daß er viele Fakta und charakteristischen Züge dem Freunde M.'s Herrn Euchel verdanke.

„So oft eine große und edle Seele unter den Menschen erscheint, so verdient sie es wohl, daß man das Auge der Menschen auf dieselbe zu heften suche und selbst eine kleine ungeringfügige Hand, die es wagt, von einer solchen Seele gleichsam einen Abguß zu machen, kann dadurch ein verdienstliches Werk thun ..."

Nach einer sehr sinnreichen Betrachtung über die geistige Entwickelung im Allgemeinen geht Herr Jenisch zur eigentlichen Lebensbeschreibung über.

„Moses M. war im September 1729 zu Dessau geboren, wo sein Vater, Mendel Sopher, ein Schulmeister war, ein armseliges Aemtchen, welches aber den Vater nicht verhinderte, seinem Sohn nach seiner Art, eine gute Erziehung zu geben, d. h. ihn im Talmud unterrichten zu lassen. M. pflegte zu erzählen: sein Vater hätte ihn als kleinen Knaben, im strengsten Winter, in einen Pelz eingehüllt, nach der Schule getragen. Auch Luther rühmte von seinem Vater, daß er ihn auf seinen eigenen Armen in die Schule getragen; man möchte sagen, der Luther der Juden (denn was war Mendelssohn für diese Nation anders als der Fackelträger der Aufklärung?) und der Luther der Protestanten, sind zu dem großen Geschäfte, wozu sie beide bestimmt waren, von ihren Vätern eingeweiht worden."

„Dem Geist des Mendelssohn wird sein erster Unterricht ebenso wenig Bildung gewesen sein, als er uns gewöhnlich ist, die wir nach der alten Erziehungsform gemodelt wurden; (Herr J. schrieb vor 100 Jahren!" statt der jungen Seele Gängelband zu sein wird der Unterricht ihr Fessel ..."

„Unsere Erzieher sehen gewöhnlich die Seele als ein Gefäß an, welches desto besser ist, je voller es ist; und sie ist doch ein Keim, der in seiner Natur um so viel vortrefflicher ist, je mehr er sich selbst entwickelt ..."

„Nächst dem Talmud waren für M., wie für jeden Juden, die sogenannten Schriften des alten Testaments, die erste Quelle des Unterrichts. Man muß es gestehen, diese ehrwürdige Sammlung von antiken Nationalstücken, deren sich doch keine der jetztlebenden Nationen au-

ßer den Juden rühmen kann, könnte, da sie eben so wichtig für die Geschichte als für den Geschmack dieses Urvolkes ist, demselben eben das sein, was die Iliade den Griechen war ..."

„Aber man denke sich einen jüdischen Jüngling mit den Hochgefühlen der Gesänge eines Moses, einer Deborah, eines Davids in der Brust und—einen Korb mit Bändern am Arm durch deren Verkauf er sich vor dem Hungertod schützen muß .. "

„Die poetischen Schriften der Bibel verfehlen durch ihre starken und tieftreffenden Gemälde ihres Eindruckes auf junge Gemüther fast nie; man weiß es, wie viel Spuren die Miltone, die Klopstocke davon tragen und wie ihr Genie gewissermaßen an demselben angeglüht zu sein scheint; besonders aber haben die Psalme durch die großen und lebendigen Naturgemälde, durch die hirtlichen Szenen, durch den jetzt sanften elegischen, jetzt feierlichen und schwungvollen Ton, selbst für weniger empfängliche Gemüther einen unwiderstehlichen Reiz ...."

„Wir wissen, daß M. (so heilig angeregt) in seinem zehnten Jahre einige feine hebräische Gedichte schrieb ...."

Der Verfasser erzählt uns dann, wie M. in früher Jugend das große philosophische Werk des Maimonides, More Nebuchim, bis zum Nachtheile seiner Gesundheit studirt und erfaßt. „Was ihn die Bibel fühlen gelehrt, lernte er hier im Begriffe auflösen; was dort seiner Einbildungskraft überliefert war, hier mit dem Verstande bearbeiten und prüfen.."

„1743, in M.'s 14. Lebensjahre, ging er nach Berlin, um unter Leitung des Rabbi D. Fränkel weiter zu lernen. So ging denn unser junge M., dem Schooß der Eltern entrissen, in die weite Welt hinein.—Wüste vor ihm, Wüste hinter ihm—ein Schicksal so manches edlen Jünglings: Jude, und arm—was blieb ihm übrig, als die Wahl zwischen niedrigen Kleinhandel oder Verhungern? denn so wollten es bis dahin die weisen Gesetze der erleuchteten Europäer."

Gomelbenschen.

Von Rabbi Kahn, Trenton, N. J.

Als König Chiskijahu von gefährlicher Krankheit genesen, ging er in den Tempel und dankte Gott mit den Worten:

„Gott ward zum Retter mir, drum wollen Hymnen wir singen im Hause des Herrn, dieweil wir leben."

Eine schöne Sitte des alten Israel war es, daß derjenige dem Rettung aus einer Gefahr geworden, vor versammelter Gemeinde zur geöffneten Thorarolle hintrat und mit lauter Stimme den Segensspruch verrichtete:

„Gepriesen sei, der den fehlbaren Menschen Gutes erzeigt und auch mir solche Güte erwiesen hat!" Und die Gemeinde antwortete:

„Er, der so gütig Sich dir gezeigt, möge immerdar Gutes dir erweisen!"

Schreiber dieses hatte kürzlich Veranlassung seine Gemeinde zu allgemeiner Betheiligung bei einem solchen Dank-Gottesdienste aufzufordern, und wurden ihm bei dieser Gelegenheit drei Fragen gestellt, die wohl mehr dem Hirne als dem Herzen der betreffenden Fragesteller entsprungen.

Ein altes Sprüchwort sagt: „Aschkenas ist ein Staat," und so dürften diese Fragen wohl schon mancher Orts laut geworden sein, deshalb wollen wir sie hier öffentlich besprechen.

Die erste Frage lautet: „Ist auch heute, im 19. Jahrhundert, in einer gebildeten Reformgemeinde, das als orthodoxe Gomelbenschen noch zeitgemäß?"

Die Zweite: „Wenn auch das Dankgebet nach bestandener Gefahr noch immer zeitgemäß, ja sogar selbstverständlich erscheint, muß es denn öffentlich im Gotteshause verrichtet werden, und wäre zu diesem Zweck das einsame, stille Kämmerlein, oder Gottes schöne, freie Natur nicht eben so gut?"

Die Dritte: „Ist so eine, doch nur den Einzelnen berührende Angelegenheit, auch wohl wichtig genug, alle Mitglieder einer Gemeinde zur Theilnahme an einem Spezial-Gottesdienste zu veranlassen?"

Die erste Frage, obgleich als Deckmantel des 19. Jahrhunderts benützend, ist doch viel, viel älter. Sie war schon dem grauen Alterthume eigen. Die Worte Pharaoh's: „Wer ist der Herr, dessen Stimme ich gehorchen soll?" Und: „Ich kenne einen solchen Herrn nicht," sind blos eine andere Version desselben, und der Zustand den sie bezeichnet, heißt: Materialismus.

Der Materialist unserer Zeit, der alles Wissen monopolisirt zu haben glaubt und das, was er, trotz seiner Bildung, oder besser gesagt Einbildung, eben nicht versteht, was er nicht analysiren oder definiren kann, mit Cynismus behandelt, der will nicht nur dies Dankgebet nicht, sondern er will überhaupt kein Gebet, weil er eben nicht an Gott glaubt. „Wenn's" einen Gott giebt, so ruft er, so bedarf Er doch keines Gebetes! Er braucht deinen Dank nicht, denn Er soll ja nicht dem menschlichen Wohlthäter gleich sein, der für jede Gabe einen höflichen, womöglich unterthänigsten Dank erwartet. Wozu Gott dein Lob, wenn, wie du sagst, Er nicht der menschlichen Schwäche der Eigenliebe geziehen werden kann? Nicht einmal deiner Bitte bedarf Er. Denn ist Er allwissend, so muß Er doch dein Anliegen kennen, noch ehe du es vorgebracht; ist Er allgütig, so muß Er Hilfe schon beschlossen haben, noch ehe du ihm dein Leid geklagt.

Wohl wahr! Gott braucht dein Gebet nicht. Er ist über Lob und Dank erhaben, und jeder Noth und Gefahr im Voraus bewußt. Er ist heute, wie Er es von jeher gewesen, wie Er es ewig sein wird. Aber du, o Mensch, obgleich ein Sohn des 19. Jahrhunderts, bist doch nichts desto weniger, ein schwaches, staubgeborenes Wesen, und du selbst bedarfst des Gebetes. In den Stunden der Angst, in den Tagen der Noth, da hilft Bildung und Wissen gar wenig; da ist es der Hilferuf zu Gott, das Gebet, das neuen Muth, frische Kraft verleiht, den Sinkenden stützet, den Gefallenen wieder aufrichtet. Und in den Zeiten des Wohlergehens, wenn Rettung ihm geworden, bedarf der Mensch des Dankes, den seinem Gotte er bringt; damit das Glück und die Freude ihn nicht mit Selbstüberhebung erfüllen und den Glauben an Gott aus seinem Herzen verdrängen. Ja, o Sohn des 19. Jahrhunderts, trotz deiner Erleuchtung kannst du deine Lebensfrist doch um keine Stunde verlängern, mit all deinem Reichthum Gefahr und Tod nicht von dir abwenden. Und wenn du auch des Morgens noch muthig wie ein junger Löwe dich erhebest, so weißt du dennoch nicht, ob nicht der Abend schon dein Ende sieht, ob das Gebein, das jetzt noch von Kraft und Gesundheit strotzet, nicht noch vor Sonnenwende zerschmettert sei. Noch heute offenbart sich die wunderthätige, die rettende Hand eines gütigen Gottes.* Und so lange dies Alles der Fall, ist das Dankgebet, gleichviel ob „Gomelbenschen" genannt, oder mit welchem modernen Namen bezeichnet, noch immer nöthig und zeitgemäß.

Frage No. 2 bezeichnet ein anderes Uebel, „chronische Ränkesucht" möchte ich es nennen. Auch diese Frage ist nicht neu. Vor langer, langer Zeit schon fragt ein Korah: „Bedarf ein Kleid, das völlig purpurblau, auch noch der blauen Schnur, ein Haus das voller Gesetzes- und Andachtsbücher auch noch der an Gott erinnernden Aufschrift der Mesusah? Der Ränkesüchtige findet immer etwas auszusetzen; und muß er auch wirklich eine Sache als gut anerkennen, so findet er dennoch immer Gelegenheit ein „Aber" einzuschieben.

(Schluß folgt.)

*Anmerkung: Am 18. Dezember v. J. wurde Herr Ph. Cooper von Trenton, von einem sich plötzlich in Bewegung setzenden Zuge abgeschleudert und entkam nur auf eine an's Wunderbarste grenzende Weise einem furchtbaren Tode.

Die Diätetik der Magenkrankheiten.

Von Dr. S. Pollitzer, Brunnenarzt in Karlsbad, Böhmen.

(Fortsetzung.)

Bei richtiger Auswahl und mäßiger Verdauung, sind die Gewürze in zweifacher Beziehung werthvoll. Für das Erste verbessern sie den Geschmack der Speisen, für das Zweite regen sie das Verdauungsorgan zur Thätigkeit an. Aber nur zu häufig wird ein wahrer Mißbrauch damit getrieben. Die vornehme Küche beschäftigt sich eifrig damit, den Magen, wenn er durch allerhand Ueberbürdigungen widerspenstig geworden, vor Beginn der Mahlzeit zur Thätigkeit anzutreiben.

Auf diese Weise den Magen zu reizen, kann nur üble Folgen haben. Dasselbe gilt von den Säuren.

Die Erscheinungen an den Verdauungsorganen welche darauf aufmerksam machen, daß zu unrechter Zeit und im Uebermaß Reizmittel genommen worden sind, machen sich kenntlich durch vermehrte Speichelabsonderung, (häufiges Ausspucken) ein eigenthümliches Wärmegefühl im Magen, Brechreizung oder Leibschneiden, Herzklopfen, fliegende Hitze über den ganzen Körper, Schweiß aus der Stirne und eine gewisse Aufregung im Nervensystem.

Wenn man aber bei den Versuchen mit Magenreizmitteln einfachgemäße Auswahl trifft, und mit Maß und Ziel verfährt, wird der feinere Magen nicht leicht beschädigt werden. Einige Andeutungen hierüber dürften daher am Platze sein.

Der weiße Senf gilt als Magenheilmittel. Er hat keine andere Wirkung als die eines Reizmittels, und welchen Schaden er anzurichten vermag, wenn er unmäßig gebraucht wird, kann man sich am besten vorstellen, wenn man an die rothen Flecken denkt, welche die Senfpflaster auf der Haut zurücklassen.

Pfefferkörner bei Dyspepsie 6—10 verschluckt, wie es so viele thun, können nur Schaden stiften.

Paprika ist durchaus kein Heilmittel bei Appetitlosigkeit.

Die „Mixed Pickles" erhalten einen Theil ihrer schädlichen Eigenschaften nur durch den üblichen Zusatz von Paprika. Ohne diesen können sie mäßig genossen werden.

Zimmt bei gestörter Verdauung mit Diarrhoe ist nutzlos.

Dasselbe gilt von Ingwer.

Kümmel gelten als gute Mittel gegen Blähungen. Für Magenkranke sollen diese Früchte nie ganz den Speisen zugesetzt werden, sondern gepulvert, denn in diesem Zustande entfalten sie ihr Aroma deutlich und belästigen den Darmkanal nicht mechanisch.

Fieberklee-Blätter werden als Thee gebraucht (5.0 Gramm auf 200.0 Aufguß) bei Verdauungsschwäche in Folge von Magenschlaffheit; aber nur dann wenn kein Fieber vorhanden.

Enzianwurzel ist nur getrocknet zu gebrauchen, frisch verursacht sie Erbrechen. Enzian bildet den Hauptbestandtheil aller Magenbittern.

Die Pomeranzen- und Citronenschalen geben ein ungemein feines, in mäßigen Mengen die Verdauung förderndes Gewürz, namentlich für Saucen. Sonst leistet der kalte, wässerige Ansatz die besten Dienste. Die Schalen unreifen oder reifen Pomeranzen, werden einfach etliche Stunden im frischen Wasser stehen gelassen, den Ansatz mit etwas Zucker versüßt. Die heißen Ansätze machen gerne Kopfweh; ebenso die mit Wein oder Branntwein.

Der Wermuth hat den Ruf eines sehr guten Magenmittels. Ich muß davor aber warnen! In großen Dosen und längere Zeit fortgebraucht, verursacht eine Aufregung den Magen, die nicht selten einer Epilepsie ähnlich ist.

Die Kaluuswurzel ist ein sehr volksthümliches Magenmittel. Wird sie zum würzen der Suppe gebraucht, so macht sie diese widerlich, reizt sogar zum Erbrechen. Am besten ist sie kandirt.

Casiar Häringe und Salzsardellen in kleinen Mengen vor dem Essen genommen, sind zu empfehlen.

Krankhafte Steigerung des Appetites (Heißhunger), ist häufig durch mehr Krankheiten—namentlich durch Krankheiten des Nervensystems — bedingt, als durch ein Magenleiden. Nur in gewissen Fällen von Magenerweiterung, ferner bei übermäßiger Absonderung des Magensaftes, sowie bei Vorhandensein großer Mengen von Würmern im Darmkanal kommt eine krankhafte Steigerung des Appetites, ein Hunger vor, welcher den Menschen zum gierigen Verschlingen von fast unglaublichen Mengen von Speisen zwingt.

Was die Behandlung des Heißhungers anbelangt, ist folgendes zu bemerken: Zuweilen gelingt es durch ein Glas starken Branntweins, der quälende Zustand rasch zu beseitigen. Auch das Tabakrauchen ist zu versuchen und im schlimmsten Falle sogar Opium. Bekannt ist ja, daß Opiumraucher schlechte Esser sind. Doch das Angewöhnen des Opiums würde mehr Schaden bringen, als die Krankheit welche es beseitigen soll. Bei einem einzelnen Falle können diese Mittel versucht werden, sonst aber wird der Kranke, um seinen Zustand zu heilen, eine etliche Wochen konsequent durchgeführte genaue Diät einhalten müssen. Diese gilt besonders für jene Kranke, welche weniger an einem anfallsweise gesteigertem Appetite, als an einer fortwährend vorhandene Eßgier leiden. Da muß mit eisernem Willen eine Diät eingehalten werden, welche gegen den Gaumen noch in jeder Art schmeichelt, aber in Beziehung der Menge eine normale Einschränkung erlaubt. Der Kranke halte sich 8 Tage lang an den Speisezettel No 3 (siehe früher), dann aber bleibe er wochenlang bei den leicht verdaulichen und doch kräftig nährenden Speisen, (Speisezettel No. 2, siehe früher), wo nicht leicht Gährungen vorkommen, welche die Magenerweiterung noch größer machen.

(Fortsetzung folgt.)

Warschau. — Die Regierung gestattet sämmtlichen Ausländern, welche ein Attest über eine staatsnützliche Thätigkeit beibringen, den ferneren Aufenthalt.

Wien, 16. Dezember.—In der gestrigen Nacht drang ein unbekanntes Individuum in die Synagoge der Kultusgemeinde Sechshaus ein und entwendete einen vierarmigen, schweren Silberleuchter, zwei Handkassen und diverse Paramente aus Edelmetall, zusammen im Werthe von über 1000 fl. Von dem Thäter hat man bisher keine Spur.

Was vom Himmel Dir bestimmt
Keine Macht auf Erden nimmt.

Inland.

New York.

New York im Januar 1888.

Das Montefiore Heim für unheilbare Kranke hat das 3. Jahr seines Bestehens zurückgelegt, und läßt der kürzlich veröffentlichte Jahresbericht des Herrn Jakob B. Schiff, Präsident desselben, ein erfreuliches Wirken ersehen. Wir entnehmen dem Bericht folgende Einzelnheiten: Die Anstalt bietet zur Zeit Raum für 30 Kranke, und war dieselbe während des Jahres in ihrer vollen Zahl in Anspruch genommen. Außerdem wurden noch 48 Patienten außerhalb der Anstalt behandelt. Die Gesellschaft hat über 1300 Mitglieder, welche regelmäßige Beiträge entrichten. Die Einnahmen des Jahres beliefen sich auf $188,085.12, worin das Ergebniß der vorjährigen Fair von $158,000 mitinbegriffen ist, sowie Legate und Erbschaften im Betrage von $5,000. Die Betriebskosten während des Jahres betrugen $19,349.68. Nach Vollendung des jetzt im Bau begriffenen neuen Gebäudes, wird die Gesellschaft ihre segensreiche Wirksamkeit bedeutend erweitern können, und geht man mit dem Plane um, auch Nichtisraeliten die Wohlthaten der Anstalt genießen zu lassen.

Die Gemeinde „Shaareh Brochoh" feierte jüngst das 30. Jahresfest ihres Bestehens durch ein Bankett und Ball in Irving Hall. Während des Festes wurde dem Präsidenten der Gemeinde, Herrn David Metzger, der sich seit Jahren um die Gemeinde verdient gemacht hat durch den Vize-Präsidenten, Herrn C. Meyer, im Namen der Mitglieder eine werthvolle goldene Uhr überreicht. Rev. Gabriel Hirsch ist Rabbi der Gemeinde.

Rabbi Dr. F. De Sola Mendes trat am letzten Sabbat das 15. Jahr seines Rabbinats in der Gemeinde Shaarag Tefila an.

Am vergangenen Sonntag Morgen sprach Rabbi Dr. Sale von St Louis im Tempel Beth-El über „Religiöse Erziehung." Der Redner wurde mit schwunghaften Worten von dem Prediger der Gemeinde, Dr. K. Kohler, vorgestellt. Trotz des ungünstigen Wetters war das Gotteshaus gefüllt, und folgte man dem ausgezeichneten Redner mit großer Aufmerksamkeit. Der gelehrte Herr vertritt seine Ansichten mit großer Eloquenz und Energie, doch hörte man nach Schluß der Rede vielfach die Bemerkung: „zu radikal, zu radikal!

Im Tempel „Gates of Hope" sprach am letztvergangenen Freitag Dr. K. Kohler über „das Judenthum, seine Vergangenheit und seine Zukunft." Die Rede wurde von den zahlreichen Zuhörern sehr beifällig aufgenommen. Es ist uns erfreulich zu melden, daß der neulich berichtete Zwiespalt im Tempel Emann-El jetzt gänzlich beseitigt ist, indem in einer Gemeindeversammlung am letzten Montag Dr. Gustav Gottheil auf fünf Jahre als Prediger der Gemeinde wiedererwählt wurde. Daß man außerdem Rabbi Joseph Silvermann als Hülfsprediger und Assistenten für Dr. Gottheil erwählte, ist als ein schöner Triumph für das „Union Hebrew College," und die Lehren, welche dasselbe verbreitet, zu verzeichnen. Es scheint jetzt so zu kommen, wie dies Dr. J. M. Wise vor mehreren Jahren prophetisch voraussagte. Die Schüler des „Hebrew Union College" haben den Süden erobert, nun müssen sie noch den Osten erobern. Wir hoffen, der junge Prediger wird hier ebenso erfolgreich wirken, als Rabbi Joseph Krauskopf in Philadelphia.

In der am 15. Januar im Tempel Adath Israel abgehaltenen Jahresversammlung wurde der Rabbiner Dr. M. Maißner, sowie der Chasan David Cohn auf 3 Jahre wiedererwählt.

Dr. Samuel Hübsch, Bruder des verewigten Dr. Adolf Hübsch, hat kürzlich hier eine Grammatik der neuen Weltsprache, „Volapük," herausgegeben. Das Werkchen soll sich durch Klarheit und Präzision auszeichnen, und bietet jedenfalls denen, welche sich für dieses Sprachenproblem interessiren, ein höchst anregendes Mittel sich mit demselben vertraut zu machen

Professor Richard Gottheil hat eine Grammatik der syrischen Sprache geschrieben, welche jetzt im Druck erschienen ist.

Edwin R. A. Seligman, Ph. D., ist erwählt worden. regelmäßige Vorträge über Staatswissenschaft am Columbia College zu halten. Nobid.

Ausland.

Breslau. — Angesichts des Weihnachtsfestes hat, wie die „Bresl Ztg" berichtet, ein evangelischer Geistlicher es für angemessen erachtet und fertig gebracht, das gute Einvernehmen unserer Bevölkerung in unerhörter Weise zu trüben. Nach dem Bericht der „Schlesischen Volkszeitung" hat in der Versammlung des „evangelischen Arbeitervereins" vom 15. ds. der Leiter der Versammlung, Herr Diaconus Küntzel, die „charakteristischen" und „bemerkenswerthen" Worte ausgesprochen: „Es ist für uns Evangelische ganz selbstverständlich, daß wir weder bei Juden noch bei Katholiken kaufen." In der That, dieser Anspruch im Munde eines Geistlichen ist „charakteristisch," ist „bemerkenswerth."

Deutschland. — In einem gegen den „Reichsboten" (antisemitisch) gerichteten Artikel sagt die „Nordd. Allg Ztg.", daß der Sauerteig der sogenannten Berliner Bewegung allein der Antisemitismus sei; es sei daher erklärlich genug, weshalb weitere Kreise von der „Berliner Bewegung, sich fern halten und auch vom Kartell, falls die Christlich-Sozialen dabei wären, sich fernhalten würden. Aus dem Kartell müsse stets jede gegen bestimmte Gesellschaftsklassen oder religiöse Bekenntnisse gerichtete Spitze ausgeschlossen bleiben. — Die „Norddeutsche" und ihre Hintermänner haben es darauf angelegt, Stöcker und seine Leute, die nicht willig folgen wollen. mit mehr oder minder sanfter Gewalt an die frische Luft zu setzen. Als für die Stöcker'sche Stadtmission die Generalsynode Kollekten bewilligte, war, wie in der „Vossischen Zeitung" ausgeführt wird, die Mittelpartei in völliger Unkenntniß über das Wesen dieser Stadtmission. Der inzwischen verstorbene Superintendent Pinckernelle, welcher die Kollekte befürwortete, glaubte, die Stadtmission betriebe ausschließlich Seelsorge wie Kranken- und Armenpflege. Der christlich-soziale Charakter der Stadtmission aber war nicht hervorgehoben worden. Die Generalsynode wollte in Bedrängniß gerathenen „Beichtkindern" geistlichen Zuspruch sichern, nicht aber antisemitischen und antiliberalen Agitationen des Herrn Stöcker Vorschub leisten. Daß diese jedoch die Hauptthätigkeit der Stadtmission bilden, darüber besteht jetzt in kirchlichen Kreisen kaum noch Meinungsverschiedenheit.

In Kidan (Rußland) weilte unlängst eine Schauspielertruppe, bei welcher ein etwa 16jähriges Mädchen war, das man seinem Typus nach, allgemein für eine Jüdin hielt. Es zeigte sich auch bald, daß dem wirklich so war, denn das Mädchen erzählte einigen Frauen nach Schluß einer Vorstellung, es sei vor 8 Jahren seinen jüdischen Eltern in Hasenpoth (Kurland), gestohlen worden, und bat sie, ihr doch die Freiheit zu verschaffen. Die Frauen theilten das Vernommene einigen thatkräftigen Männern mit, welchen es gelang. das Mädchen zu befreien. Mit den nöthigen Geldmitteln versehen, trat es die Reise nach seiner Heimath an.

Neapel. — Bei den jüngsten Wahlen für die Munizipalität in Neapel, wo die jüdische Bevölkerung eine sehr geringe ist, wurden nicht weniger als vier Juden in die jüdische Verwaltung berufen. Es ist dieses ein glückliches Zeugniß für den interkonfessionellen Frieden der Bürgerschaft, wie auch für die Respektabilität der jüdischen Einwohner.

Odessa. — Eine der schönsten und segensreichsten Stiftungen, welcher sich die hiesige jüdische Gemeinde zu erfreuen hat, ist das Asyl für arme jüdische Greise, welches zu ehrendem Gedächtniß Kaisers Alexanders II. gestiftet ist. Dasselbe hat einen Fond von 101,500 Rubel und besitzt ein großes für seine Bestimmung sehr zweckdienlich eingerichtetes Gebäude. Die Versorgung und Verpflegung der daselbst aufgenommenen alten Männer und Frauen ist äußerst musterhaft. Es versteht sich von selbst, daß auch allen Anforderungen des jüdischen Religionsgesetzes daselbst vollkommen entsprochen wird.

Pest. — Dem Berichte, welcher von dem Unterrichtsministerium dem Reichstage über das Unterrichtswesen pro 1886 — 1887 vorgelegt worden ist. sind folgende speziell die jüdischen Verhältnisse betreffenden Notizen entnommen: Die jüdischen Gemeinden zeichnen sich vor allen anderen Religionsgenossenschaften Ungarns durch die Pflege der Volksschule aus. Die Zahl der jüdischen Volksschulen hat sich um 14 vermehrt und beträgt 526, während die Zahl der anderen Konfessionen zurückgegangen ist. 91,728 jüdische Kinder besuchen die Schulen, davon reden 78 313 das Ungarische, 12 927 das Deutsche und die übriger verschiedene andere Idiome als Muttersprache. In 4.2 jüdischen Volksschulen ist das Ungarische die Unterrichtssprache, in 103 ungarisch und deutsch, in 3 ungarisch und kroatisch und in 8 nur deutsch. Unter den 23,970 ungarischen Volksschullehrern befinden sich 987 Juden.—Unter den 3593 Universitäts-Studenten, welche überhaupt vorhanden, sind nicht weniger als 1121 Juden.

Aus Sofia, (Bulgarien) im Dez. wird der „Laubhütte geschrieben: Unsere hiesige Thätigkeit konzentrirt sich auf die Organisirung eines Kulturzentrums wie eines sichern Herdes für jüdisches Geistesleben unter den jüdischen Elementen unseres Volkes, welche bedrängt in ihrer Heimath Rumänien und Rußland einen toleranten Boden zum Fristen ihres Daseins in Bulgarien beziehungsweise in Sofia gefunden. Wohl gibt es eine Aschkanasim-Gemeinde, welche nach der Tradition 500 Jahre lang hier leben. Diese aber hat sich mit Ausnahme der Gebetordnung sephardisirt und gedenkt nicht die Ankömmlinge heranzuziehen.

Hier muß daher eine neue Gemeinde geschaffen und mit der Erbauung eines Gotteshauses und einer Schule begonnen werden.

Wien.—Die Staatsanwaltschaft hat die Nummer 48 der „Oesterreichischen Wochenschrift" mit Beschlag belegt, weil sie in dem Artikel, „Zwei Autokraten," über die neuesten Verfügungen der russischen Regierung gegen die Fremden das Vergehen der Ehrenbeleidigung, begangen gegen den Zaren von Rußland, erblickt hat. Das Landesgericht hat mit Entscheidung vom 16. Dezember diese Beschlagnahme aufgehoben, mit der Begründung, daß es sich lediglich um ein über Antrag des Zaren von Rußland zu verfolgendes Privatdelikt, nicht aber um ein solches handle, gegen welches von Amtswegen eingeschritten werden soll.

Lokales.

Deutsches Theater.

Das Stück: „Der Registrar auf Reisen," zum Benefiz des Herrn J. Ascher, wurde von dem zahlreichen Publikum, das sich eingefunden hatte, auf's wärmste begrüßt und zollte reichen Beifall.

Am Freitag Abend wird auf Walnut Hills im Odeon „Der Störenfried" und am Sonntag Abend im Grand Opern Haus, zum erstenmal, „Glück bei Frauen" gegeben.

Der Reichthum des Westens.

Bei solch' widersprechenden Gerüchten, die von verschiedenen Seiten in Umlauf gesetzt wurden, ist es eine Erholung den wahrheitsgetreuen Sachverhalt der Lage der Farmer, Stockmen und Geschäftsleute des Westens zu vernehmen, welche in einem Pamphlet unter obigem Titel kürzlich erschienen ist. Die angegebenen Statisten sind die neuesten und offziell. Irgend jemand welcher dieses Pamphlet wünscht, erhält dasselbe unentgeltlich, wenn man adressirt an C. H. Warren, General Passagier-Agent, St. Paul, Minn.

Da Ayer's Sarsaparilla sehr konzentrirt ist, so erfordert sie nur kleinere Dosen, und ist bei gleicher Dosis wirksamer als jede andere Blutmedizin. Sie ist die billigste, weil sie die beste ist. Man sollte die Qualität, und nicht die Quantität berücksichtigen.

Verlobungen.

Bachman—Kingsbacker. Herr Charley Bachman von Baltimore, Md., mit Fräulein Sophia Kingsbacker von Sedalia, Mo.

Gestorben.

Strauß.—In der Wohnung ihres Tochtermannes, Herrn C. R. Heller, in Cleveland, O., am 22. Januar 1888, Frau Babette Strauß, Wittwe des kürzlich verstorbenen Jacob Strauß, im Alter von 67 Jahren. Die Beerdigung fand am Dienstag den 24. Januar um 2 Uhr Nachmittags statt.

Verlangt:

In einer achtbaren Familie, zwei Zimmer und Board (Koscher) für einen Herrn und seine Schwester. Man adressire Bedingungen u. s. w. an Dajenu, Office des „Americ. Israelite."

